

«Wir liefern Forschern das Sprungbrett in die Champions League»

Matthias Egger, Forschungsratspräsident des Schweizerischen Nationalfonds, über Talentförderung, seine Twitteraktivitäten, öffentliche Befragungen zur Wissenschaft und das Sorgenkind Publikationswesen

Nik Walter

Sie präsidieren seit gut einem halben Jahr den Forschungsrat des Nationalfonds SNF. Was wollen Sie anders oder besser machen als Martin Vetterli, Ihr Vorgänger und aktueller Präsident der ETH Lausanne?

Der Nationalfonds ist eine fantastische Organisation mit einer ganz wichtigen Rolle in der Schweizer Forschungslandschaft. Er muss sich aber immer weiter entwickeln und den Zeiten anpassen. Ein Thema, das mich im Moment besonders beschäftigt, ist ein Kernanliegen des Nationalfonds: eine gute Evaluation der Projekte, aber auch der Personen, die sich um ein Stipendium oder eine Stelle an einer Universität bewerben. Dort besteht Verbesserungspotenzial.

Was läuft denn da nicht so gut?
Vor allem in den Naturwissenschaften und der Biomedizin wird immer noch grossen Wert darauf gelegt, in welchen Journals die Leute publiziert haben. Heute weiss man, dass dies nicht das beste Kriterium ist. Man sollte vielmehr schauen, welchen Einfluss ihre Forschung hat.

Gegen aussen fallen Sie dadurch auf, dass Sie fleissig twittern. Was reizt Sie an diesem Kommunikationsmedium?
Ich habe erst als Präsident des Forschungsrats angefangen zu twittern. Das ist ein Teil meines Job-Profils, ich bin ja auch ein wenig das Gesicht des Nationalfonds. So kann ich Präsenz zeigen und mich in Debatten einmischen. Meine Frau Nicola Low ist eine eifrige Twitterin. Von ihr konnte ich ein paar Tricks lernen.

Ist Ihre Twitteraktivität Teil einer Kommunikationsoffensive des SNF?

Absolut. Wir möchten so auch Menschen erreichen, die etwas wissenschaftsferner sind. Der holländische Nationalfonds hat letztes Jahr sogar die Bevölkerung befragt, welche Forschung für sie wichtig sei und was man finanzieren sollte.

Solche Befragungen sind doch heikel. Kommen da nicht automatisch Forderungen nach mehr angewandter Forschung?

Das war in Holland nicht der Fall. Die Übereinstimmung zwischen dem, was der holländische Nationalfonds finanziert, und dem, was die Bevölkerung wünscht, war recht gut. Zudem hatte die Befragung den Effekt, dass die Organisation besser wahrgenommen wurde.

Wollen Sie eine ähnliche Befragung durchführen?

Wir haben noch nichts Konkretes geplant, aber das ist eine Idee, die mich beschäftigt. Man müsste es allerdings sehr sorgfältig vorbereiten und sich klar überlegen, was man damit erreichen möchte.

Lange Zeit standen die Integration in das EU-Forschungsprogramm Horizon 2020 und der Zugang zu den heiss begehrten Stipendien des Europäischen Forschungsrats ERC auf dem Spiel. Nun sieht es besser aus. Ja, absolut. Wir sind wieder voll dabei.

Ist diese Sicherheit nicht trügerisch? Die SVP hat kürzlich eine neue Initiative lanciert zur Kündigung der Personenfreizügigkeit.

Ich bin optimistisch für die nächsten paar Jahre. Aber klar, es gibt viele Menschen in unserem Land, die Mühe haben mit der Einwanderung. Das muss man ernst nehmen. Auf der anderen Seite sind für die Wissenschaft die Internationalität und der freie Austausch von Personen und Ideen absolut essenziell. Wir würden schnell unseren sehr guten Platz in der Wissenschaft verlieren, wenn wir über längere Zeit vom europäischen System ausgeschlossen wären. Das sahen wir bereits 2014, als wir für kurze Zeit vom ERC und von Horizon 2020 ausgeschlossen waren.

Man sagt ja, der ERC sei die Champions League.
Das ist so. Wir feierten kürzlich am Cern zehn Jahre ERC, und da war auch die hohe Erfolgsquote der Schweiz ein Thema. Etwas ist mir dabei wichtig: Über 90 Prozent der erfolgreichen ERC-Stipendiaten wurden vorher vom SNF gefördert. Wir sind also quasi die Super

League, die den Forschern das Sprungbrett liefern in die Champions League. Das zeigt auch, dass der SNF einen guten Job macht.

Sie sind ein scharfer Kritiker des «Science Publishing Business», also des Geschäfts mit der Wissenschaftspublizistik. Was ist daran so schlecht?
Es hat vor allem mit dem Druck zu tun, in den grossen «Luxusjournals» zu publizieren. Nur so kommt man in der Karriere vorwärts, es ist das Einzige, was zählt. Die Macht, welche die grossen Journals dadurch über die Wissenschaft haben, ist ungesund. Die Macht sollte vielmehr bei den Wissenschaftlern sein, sie sind es, die den Mehrwert generieren. Es macht mich auch grantig, dass in diesem Business einige Leute wahnsinnig viel Geld verdienen – man sagt, der CEO von Elsevier kassiere 15 Millionen Franken pro Jahr.

Die Wissenschaftsverlage geschäften halt sehr gut.

Eine Milliarde pro Jahr

Matthias Egger, 60, präsidiert seit Anfang Jahr den Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds (SNF). Dieses Gremium entscheidet über die Vergabe von Fördergeldern in der Höhe von knapp einer Milliarde Franken pro Jahr. Egger ist in Bern aufgewachsen und hat dort auch Medizin studiert. Schon früh interessierten ihn vor allem Fragen der öffentlichen Gesundheit. Nach seinen ersten klinischen Jahren ging er daher nach London und machte einen Master in Epidemiologie. Seit 15 Jahren leitet Egger das Institut für Sozial- und Präventivmedizin der Universität Bern. @eggernsf ist Autor diverser wegweisender Studien. Matthias Egger ist verheiratet mit der Epidemiologin Nicola Low. Die beiden haben zwei Töchter im Teenager-Alter und leben in der Nähe von Bern.

Ja, aber woher kommt das Geld? Es wird zu einem guten Teil aus der staatlichen Forschungsfinanzierung generiert. Der Mehrwert wird durch die Gratisarbeit der Forschenden geschaffen, die sich als Reviewers und Editors zur Verfügung stellen. Sie sichern die Qualität und den Ruf eines Journals, nicht die CEOs der Verlage.

Wie kann man dieses System brechen?
Die Verantwortung liegt nicht zuletzt bei den Geldgebern. Wer etwa eine Finanzierung von der Bill & Melinda Gates Foundation oder vom Wellcome Trust erhält, kann nur noch Open Access, also frei zugänglich, publizieren. Allerdings sind private Stiftungen flexibler als staatliche Förderinstitutionen. Bei uns spielen auch die Rechtslage und die Politik eine Rolle, aber wir können helfen, das Ganze in die richtige Richtung zu schieben.

Wo steht der SNF heute beim freien Zugang zu

wissenschaftlichen Publikationen, dem Open-Access-System?

Die Position ist klar. Seit 2007 verlangt der SNF, dass die Resultate von mit Steuergeldern finanzierter Forschung der Bevölkerung und der wissenschaftlichen Community frei zugänglich sein sollen. Wir sind noch nicht so weit, aber wir möchten bis 2020 zu 100 Prozent Open Access publizieren.

Bei Open Access gehen die Publikationskosten zulasten des Autors. Übernimmt der SNF diese Kosten?

Aktuell zahlt der SNF bis 3000 Franken pro Artikel. In Zukunft möchte wir einfach bezahlen, was es kostet, beim Journal «PLOS One» sind das dann etwa 1500 Franken, bei «Nature Communications» halt 4800 Franken.

Haben Sie Ihre eigene wissenschaftliche Laufbahn abgeschlossen?

Nein, nein.

Ihr Lehrstuhl ist aber ausgeschrieben.

Ich hätte mich nicht als Präsident des Forschungsrats beworben, wenn ich den Lehrstuhl hätte aufgeben müssen. Ich bin aber der Auffassung, man sollte sich nicht zu viel aufbürden. Deshalb gebe ich die Leitung des Instituts ab. Als Professor werde ich Teilzeit weiterarbeiten.

Was würden Sie selber als Ihre grösste wissenschaftliche Leistung bezeichnen?

Meine Forschungen im Bereich der Methodik, von HIV/Aids und Krebs hatten bisher den grössten Impact, aber ich hätte Mühe, eine Einzelne herauszupicken. Ich bin auch stolz auf die Homöopathie-Studie. Das war eine gute Idee, die Homöopathie mit der naturwissenschaftlich orientierten Medizin zu vergleichen. Eine ganz wichtige Studie war die Ebola-Impfstudie in Guinea letztes Jahr, bei der ich das Studiendesign entwickelt hatte. Dabei mussten wir an die Grenzen des Machbaren gehen, um die wissenschaftliche Validität aufrechtzuerhalten.

Ihre Homöopathie-Studie kam zum Schluss, dass homöopathische Heilmittel nicht besser wirken als ein Placebo.

Ja, und nach der Publikation bekam ich Morddrohungen. Ich muss allerdings auch sagen, dass das Journal die Studie falsch repräsentiert hat. Das Editorial hatte den Titel «The End of Homeopathy». Das war nicht das, was wir geschrieben hatten. Wir schrieben, Homöopathie hat keine spezifischen Wirkungen, aber sehr wohl unspezifische. Man müsste sich einfach überlegen, wie man die unspezifischen Wirkungen zum Nutzen der Patienten und des Gesundheitssystems einsetzen kann.

Davon sind wir weit entfernt.

Dafür sorgt das Thema noch heute für viele Emotionen.

Gefährlich sind jene Menschen, die Homöopathie auf eine sektiererische, fast religiöse Art und Weise betreiben. Da wird Schaden angerichtet. Ich erinnere mich an ein Kind auf der Notfallstation, das homöopathisch für eine Lungenentzündung behandelt wurde. Es war schwer krank, hatte Eiter in der Lunge. Gott sei Dank wurde es dann aber wieder gesund.



Matthias Egger: «Mit der Twitteraktivität möchte ich auch Menschen erreichen, die etwas wissenschaftsferner sind» Foto: Esther Michel